

Křens Beitrag zu der von der Karls-Universität herausgegebenen neuen Reihe wissenschaftlicher Essays enthält zwei Studien. Die erste stammt aus dem Jahr 1988; die zweite, auf den letzten 20 Seiten, trug der Autor als Mitglied des Wissenschaftskollegs zu Berlin 1990/91 seinen Kollegen vor. Sie ist deutsch schon 1992 erschienen. Die Essays der Karls-Universität sind offensichtlich für einen größeren tschechischen Leserkreis bestimmt und sollen neue Gedanken aus dem akademischen Raum verbreiten helfen.

Und neue Gedanken für das tschechische Publikum hatte Jan Křen 1988 wirklich zu bieten: Es ging ihm um die integrative Betrachtung der böhmischen Geschichte, für die er einen seltenen Begriff gewählt hatte: „Češství“ ist zwar im Wörterbuch zu finden, aber die Übersetzung „Tschechentum“, die man da anbietet, wäre falsch. Denn Křen meint, was man mit tschechischen Worten eigentlich nicht unmißverständlich sagen kann; er meint „Böhmentum“. Neben den Tschechen haben vornehmlich die Deutschen in seinem böhmischen Geschichtsbild Platz: „... das aber sind die Gründe, warum das böhmisch-mährische Deutschtum [*němectví*] nicht verschwinden kann aus dem böhmischen historischen Beobachtungsfeld und warum es auch nicht nur ein Gegenstand ‚sudetischer‘ [*sudetské*] Begrifflichkeit bleiben kann, die übrigens auch in Deutschland zurücktritt vor dem bohemistischen Zugriff – [...] dieses Deutschtum gehört nicht deshalb als politische Zielsetzung in die Geschichte des Tschechentums, damit ‚der ideologische Widersacher‘ nicht übergangen würde, sondern aus wesentlichen sachlichen und sittlichen Gründen, auch deshalb, weil die heutigen Tschechen ebenfalls Nachfolger der historischen Wirksamkeit dieses Deutschtums sind, verpflichtet zur Fürsorge um sein historisches Andenken, das auch unser Andenken ist ...“ (S. 22). Diese Definition wird im Laufe des Textes mehrfach wiederholt, angewendet auf verschiedene Situationen einer tausendjährigen Entwicklung, und man muß nicht näher erklären, daß Křen damit nicht nur geradewegs den methodischen Standpunkt trifft, der die Forschungsarbeit des Collegium Carolinum von Anfang an bestimmte, sondern daß er auf diese Weise auch den einzig sachlich berechtigten Definitionsansatz für alle Bohemistik umschreibt. Das gesellschaftliche Ganze der böhmischen Länder ist, jedenfalls vom 13. Jahrhundert an bis 1945, nicht mehr national zu trennen, wenn man die gesamte Landesentwicklung erfaßt, und die Erfindung einer

seither sogenannten sudetendeutschen Geschichte, 1932 gegen den ausgesprochenen Widerstand des Prager Ordinarius Wilhelm Wostry und seines Schülers Heinz Prokert von dem damaligen außerordentlichen Professor für Geschichte Josef Pfitzner propagiert, in ihrer durchsichtigen und sachfremden Zwecksetzung ablehnt. Politik hin oder her: Es kann keine sudetendeutsche Geschichte in einem Lande geben, in dem diese Deutschen eben nur einen Teil der Gesellschaft in siebenhundertjähriger Tradition darstellten, einen Teil der Bauern, einen Teil der mittelalterlichen Stadtbürger, später einen Teil der Lehrer und Beamten, einen kleinen Teil des Adels, eben immer nur einen Bruchteil, ohne daß sie in der Lage gewesen wären, die der jeweiligen Zeit entsprechende selbständige gesellschaftliche Struktur von unten nach oben aufzubauen; ohne daß es ein administratives Ganzes für diese Deutschen gegeben hätte, ohne daß sie in der kirchlichen Organisation einen besonderen Platz gehabt hätten und schließlich, ohne daß sie auch nur von Schulpflicht und Hochsprache in ihren voneinander so weit entfernten Dialekten sich hätten mühelos verständigen können. Das alles spricht gegen eine selbständige Konstruktion „sudetendeutscher Geschichte“, die sich in den dreißiger Jahren zusammen mit einem verspäteten Nebenimpuls nationaler Selbstbestimmung formierte. Sogar schon damals sah beispielsweise Kleo Pleyer, ein gewiß um Sudetendeutsche Interessen bemühter junger Historiker, in der Ahnengalerie der Sudetendeutschen „die schwierigen Hände und nicht die glänzenden Rüstungen“. Das ist, was Peter Moraw heute nüchtern als die „unvollständige Sozialpyramide“ bezeichnet.

Dasselbe gilt übrigens auch, bei größerer Geschlossenheit aus den bekannten Gründen, für die Juden in Böhmen und Mähren. Und Křen zögert nicht, trotz mehrerer Judenvertreibungen und trotz eines insgesamt kleinen jüdischen Bevölkerungsanteils, sich dagegen zu wenden, „dieses beachtenswerte Element aus der böhmischen Geschichte auszuklammern“ (S. 22). Am Ende aber gilt das auch für eine isolierte Betrachtung der Tschechen in Böhmen und Mähren. Also schickt sich Jan Křen nach dieser begrifflichen Klärung an, ein neues historisches Selbstbewußtsein für das sogenannte und im Lauf der Geschichte natürlich wechselnde „Böhmentum“ zu konstruieren.

Ein entsprechender Abriss des Jahrtausends bringt dann zwar keine Überraschung in der sachlichen Aussage; gelegentlich aber doch in der Akzentuierung der Begriffe. So mit dem „mährischen Vorsprung“ bei der verfehlten mährischen Reichsbildung, der eine „katholische Ära“ für das Böhmentum folgte; mit der positiven Wertung der Přemyslidenzeit als „Staatsorganisation“, eine bekannte Begriffswahl zur Kompensation komplizierter Herrschaftsverhältnisse, während man in Deutschland mit einem Schuß Historismus das Wort „Staat“ bekanntlich erst der frühen Neuzeit in kleinen Portionen vorbehält. Die deutsche Kolonisationsleistung spielt danach eine wichtige Rolle als nachdrückliche Veränderung des „Böhmentums“, und die böhmische Reichszugehörigkeit wird als Element gesehen in einem größeren Ganzen, an dessen Stellen 1948 fatalerweise die sozialistische Gesellschaft getreten war, aber der Dissident Křen denkt dabei auch schon an eine europäische Gemeinschaft (S. 35).

Křen zögerte im übrigen nicht, mit dem Begriff einer kulturellen Verspätung für die böhmischen Länder umzugehen, den er mit guten Kenntnissen westlicher Urteile zu handhaben weiß, und er sieht, in harter Kritik älterer Urteile, in der bemerkenswerten

Blütezeit des Spätmittelalters keinen europäischen Vorsprung, sondern eher das Echo auf europäische Entwicklungen. Das gilt in seiner Sicht auch für Hus, für Comenius, für Palacký und sogar für Masaryk (S. 39). Hier scheint freilich die Grenze des Protagonismus allzu hoch gehoben. Selbst wenn man den Begriff nur auf die Namensträger neuer Einsichten beschränkt, darf man, so wie auch das zeitgenössische Echo, wohl diese Tetrarchie im tschechischen Geistesleben auf ihre Weise gelten lassen.

Křen folgt der Chronologie. Ähnlich wie in seinen „Weißen Flecken“, die ebenfalls vor 1989 entstanden (BohZ 31/1990, 360–371), wird auch dabei die historische Perspektive um neue Ausblicke erweitert. Der Rang der gotischen Epoche in der Gesamtentwicklung seines „Böhmentums“ sei unbestritten, aber der Rang des Barockzeitalters verdient nach Křen eine ganz andere Würdigung, auch wenn die *dekapitace národa* nach Zdeněk Kalista nicht vergessen werden dürfe. Aber was man nach 1621 immer wieder beklagt, vergißt man nach Křen oft für das Jahr 1918 wie für 1948, wo man sich ebenso darauf verstand, die gesellschaftlichen Eliten zu verdrängen oder gar zu eliminieren. Wenig beachtet sei dieser Vorgang bisher zu Beginn der Ersten Republik – wiewohl, was Křen wohl entgangen ist, vor 30 Jahren bereits der Emigrant Oswald Kostrba-Skalický besonders darauf verwies. So fehlt dem tschechischen Geistesleben auch nach Křen im Lauf der letzten hundert Jahre der Zug ins Große, und statt dessen zeige sich eine merkliche Neigung zum Kollektivismus schon im 19. Jahrhundert (S. 73). Beides ließe sich ebenso vom deutschen Bevölkerungsanteil im Lande sagen, weit weniger aber vom jüdischen.

Die meisten Leser dieses Essays werden freilich nicht danach fragen, sondern nach der Ersten Republik, zu der „zurückzukehren nach 1989 ein fatales Diktum aufforderte“. Aber der Weg in ein solches „Zurück“ dürfte nie ohne die Katarrhsis einer gründlichen Geschichtskritik erfolgen, und dergleichen hält Křen für die große Aufgabe unserer wissenschaftlichen Generation. Wer wollte ihm dabei, dem tschechischen Vorsitzenden der deutsch-tschechoslowakischen Historikerkommission, nicht allen Beifall zollen! Bis dahin bleibt es bei der Feststellung von einem tschechischen Vorkriegsoptimismus im Hinblick auf die nationale Selbstbetrachtung, geprägt von Masaryk, dem dann in der Zwischenkriegszeit bei den sensiblen nationalen und sozialen Problemen der Ersten Republik „Konstruktionsfehler des neuen Staates, mehr aber noch Betriebsfehler“ (*vady provozní*, S. 80) geschadet hätten. Fehler, „die aus dem Ungenügenden der tschechischen staatspolitischen Kultur herrührten und die sich in ruhigen Zeiten nicht so akut bemerkbar gemacht hätten, schienen, als das Klima sich verschlechterte, übermäßig kraß – und den Generationen, die ihren Fall erlebten, schien die Republik schlechter, als sie war, ähnlich wie ihren Vorgängern einmal die Monarchie erschien“ (S. 80).

Soll man noch hinzufügen, mit welcher Scharfsicht Křen das Kriegsende sah? „Dennoch läßt sich aber über den Bruch des Jahres 1945 nicht sagen, daß er nur von außen diktiert worden wäre, aus dem Willen des Siegers, wie das bei der Mehrzahl der besiegten Länder der Fall war. Das Jahr 1945 hatte im Grundsatz alle Attribute einer authentischen Revolution, vornehmlich ihre Zeichen von Gewalt und Kampf – in den tschechoslowakischen Auslandsarmeen, im heimischen Widerstand und schließlich im nationalen Aufstand. Dieselben revolutionären Grundrisse zeigten sich auch

programmatisch. Die unbedenkliche Zuflucht zur tschechoslowakischen Staatsidee hinderte den Widerstand nicht, weder den heimischen noch den ausländischen, an einer tiefen und gnadenlosen Revision all dessen, worin man das Ungenügende der Ersten Republik erblickte. Diese radikale Kritik, Zeichen geistiger Vitalität der Nation, richtete sich auch gegen alle Säulen der Vorkriegsordnung: Sie erfaßten die parlamentarische Demokratie, die nicht geschützten privatkapitalistischen Unternehmungen und die westliche Orientierung. Die Veränderungen des Jahres 1945, die sich aus dem dominanten Einfluß nationaler Losungen ergaben, erfüllten im höchsten Maß die subjektiven und objektiven Bedürfnisse einer Revolution, wie sie die damalige Gesellschaft spürte“ (S. 84).

Auch der Ausbruch von Haß und Gewalt gegen die Deutschen 1945 war nach Křen Bestandteil dieser Revolution. Die Vertreibung der Deutschen löste dann nach Křen keinesfalls die böhmischen Probleme, sie veränderte nur, nach der Vernichtung des jüdischen Elements, nun auch noch nachhaltig die Zusammensetzung des „Böhmentums“. Und der Sozialismus schuf aus dem „Böhmentum“ schließlich „eine graue Masse“ (S. 89). „Die geistige Stagnation, die wirtschaftliche Misere, der allgemeine Marasmus erfaßte selbst die nationale Identität“ (S. 91). Wenige tschechische Historiker haben vor 1989 eine so radikale Selbstkritik geübt – nicht oder nicht nur aus moralischen, sondern aus analytischen Gründen. Um so wichtiger sind Křens Einsichten, nicht nur gültig für Böhmen und Mähren, sondern für das gesamte nach unserer Geographie östliche Mitteleuropa.

Nach diesem Mitteleuropa fragt der zweite Essay, der kürzere. Er umreißt die auch bei uns bekannten Stationen der Mitteleuropadiskussion. Wichtig erscheint in diesem Zusammenhang aber eben gerade derselbe Gedanke, der den Autor schon 1988 beschäftigte: Mitteleuropa ist heute zweifellos aus der gesellschaftlichen Entwicklung der Gegenwart anders zu definieren als vor hundert Jahren. Mitteleuropa ist heute das geschundene, in seiner ursprünglichen Bevölkerungssubstanz durch die Vernichtung der Juden und die Vertreibung der Deutschen so nachhaltig veränderte, in seiner wirtschaftlichen Entwicklung so fatal irregeleitete Gebiet zwischen Ostsee und Adria. Es ist der Satellitenblock von ehemals, und das eben einfach nach sozioökonomischen Kriterien. Aus demselben Grund ist auch Deutschland nicht nur durch den Machtanspruch der Alliierten 1945, sondern durch seine eigene Entwicklung aus Mitteleuropa ausgeschieden. Es ist zum Westen geworden. Das Problem von 16 Millionen Deutschen, den Übergang nach dem Westen zu finden, ist solcherart schärfer definiert, als unsere Politiker unter nationalen Vorzeichen, als die gesamte Bevölkerung in ihrem Vereinigungsjubiläum gelten lassen wollten. Allerdings läßt sich dieses Problem innerhalb der deutschen Staatsgemeinschaft vielleicht auch schneller lösen. Wie auch immer: Die gesellschaftlichen Veränderungen des ehemaligen sozialistischen Mitteleuropa wieder den westlichen Verhältnissen anzunähern, nicht zurück, sondern, eingefügt in die westlichen Sorgen, „vorwärts nach Europa“, das ist vermutlich ein Generationenwerk.

Křen erkennt die Aufgabe. Um ihr nachzugehen, hat er mit einem entschlossenen Griff die Diskussion von drei Generationen tschechischer Historiker auf eine neue Ebene gehoben: Ihm geht es nicht um den Sinn der tschechischen Geschichte, nach der

bekannten Wortprägung, sondern um den Sinn der böhmischen. Und das ist in der Tat eine aufregende Konvergenz des tschechischen wie des deutschen Forschungshorizonts.

Haar

Ferdinand Seibt